

Ich kann mich noch genau daran erinnern, als ich zwölf Jahre alt war und in einer Ritze der alten Almhütte eines Onkels einen Zettel eingeklemmt fand. Auf dem vergilbten Papier war ein Stempel mit einem stilisierten Adler und einem Hakenkreuz zu sehen. So weit verstand ich bereits, dass es sich dabei um irgendetwas aus der Nazi-Zeit handeln musste. Was aber die darüber stehenden Zeilen über die Freilassung eines „Ostarbeiters“ mit einem für mich unaussprechlichen Namen im April 1945 genau heißen sollten, war mir völlig schleierhaft.



Thomas Schmidinger

ist Lektor am Institut für Politikwissenschaft an der Universität Wien, Flüchtlingsbetreuer und Vorstandsmitglied der Liga für Emanzipatorische Entwicklungszusammenarbeit LEEZA und der Gesellschaft für kritische Antisemitismusforschung. Im August veröffentlichte er gemeinsam mit Dunja Larise bei Deuticke „Zwischen Gottesstaat und Demokratie. Handbuch des politischen Islam“.

HELDENGEDENKEN UND SCHULDBEKENNTNIS

Erinnern an den Nationalsozialismus im ländlichen Österreich

Thomas Schmidinger

Ich wurde neugierig und zeigte den Zettel im Dorf herum, befragte die älteren Leute. Zunächst erhielt ich keinerlei Antworten, bis mich mein Großonkel darauf hinwies, dass hier während des Krieges „ein paar Polacken“ gearbeitet hätten. Es dauerte ziemlich lange, bis ich mir aus den Reaktionen der Angehörigen meiner Großelterngeneration zumindest zusammenreimen konnte, dass in diesem kleinen Dorf im Salzburger Pinzgau einige „Ostarbeiter“ lebten und aus irgend einem Grund bei den Bauern arbeiten mussten, jedoch niemand gerne darüber redete.

Die „schwere Zeit“...

Ansonsten wurde oft über diese Zeit gesprochen. Vor allem die alten Männer hatten viel zu erzählen und ich lauschte von früher Kindheit an durchaus mit einiger Begeisterung den Heldengeschichten meines Großvaters „über den Krieg“. Meine Großmutter erzählte jedoch, wenn überhaupt, über Entbehrungen jener „schweren Zeit“.

Auch meine andere Großmutter, in Vorarlberg, erzählte gern über „die Not“. Mit besonderem Schaudern berichtete sie über „die Marokkaner“, die irgendwann – ich konnte das alles erst im Laufe der Zeit einordnen – offensichtlich ins Land gekommen waren um Vorarlberger Mädchen zu vergewaltigen. Zwischendurch musste sie es aber lustiger gehabt haben. Als Kind wurden mir von ihr immer wieder launige Geschichten von einer Art Jugendlager erzählt. Ich hatte keine Ahnung was sich hinter dem Kürzel RAD¹ verbarg. Ich wusste überhaupt wenig mehr als das, was man in der Familie so erzählt bekommt.

Juden hielt ich zum Beispiel lange für Kaufleute, die ihre Waren zu überbeuerten Preisen verkauften. Ich hatte das Wort zum ersten Mal gehört, als meine Mutter wutschnaubend von einem Einkauf nach Hause kam und drauflos schimpfte, dass das „richtige Juden“ wären. Mein Vater erklärte mir erst später, dass es sich dabei um die Angehörigen einer Religionsgemeinschaft handle. Dass ich dann in der regelmäßig besuchten Messe an einem

Karfreitag oder Gründonnerstag erfahren habe, dass diese „unseren Jesus“ ans Kreuz genagelt hätten, machte sie mir vorerst auch nicht sympathischer.

Es war die staatliche Institution der Schule, also eine jener Institutionen, die Louis Althusser zu den „ideologischen Staatsapparaten“ zählt, die mir zum ersten Mal vermittelte, dass es auch eine andere Sichtweise der österreichischen Geschichte gibt. Hier wurde mir erklärt, dass wir, nachdem auch unser großes schönes Kaiserreich zur Republik gestutzt worden war, von den bösen deutschen Nazis überfallen und zu einem völlig hoffnungslosen Krieg überredet worden wären. Dabei erfuhr ich aber auch zum ersten Mal, dass diese Nazis, die 1938 über Österreich gekommen seien, einige Millionen Juden ermordet hätten und auch einige andere Leute. Ich glaube „Zigeuner“ wurden damals auch aufgezählt. Homosexuelle, Kommunisten, Zeugen Jehovas und Deserteure sicher nicht. Immerhin brüllte uns bei unserer Musterung 1991 noch irgendein Uniformträger an, als wir fragten, was heutzutage mit Wehrdienstverweigerern geschehen würde: „Solche haben wir früher darschossen, leider dürft ma sie heute nur noch einsperren!“

Es handelt sich dabei, was den Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit betrifft, um eine ganz normale Kindheit im ländlichen Österreich der 1970er und 1980er Jahre. Bis auf wenige Ausnahmen wuchsen die meisten deutschsprachigen ÖsterreicherInnen im ländlichen Raum mit genau diesen Erzählungen auf. Fast alle meiner Generation hatten einen oder zwei Großväter, die von ihren Heldentaten in Russland, und eine Großmutter, die vom Hunger und von vergewaltigenden Besatzungssoldaten berichteten. Konsequenz verschwiegen sie, wen sie und ihre Landsleute vertrieben, ermordet oder ausgebeutet hatten.

Auch bei mir wäre es möglich gewesen, sich einer dieser Erzählungen der Großelterngeneration oder der schulischen Erzählung anzuschließen, wären da nicht Zweifel und Bücher gewesen. Vielleicht war sogar gerade der Unterschied dieser

beiden Narrative der kritische Moment, der die Zweifel säte. Schließlich fühlten sich meine Großeltern nicht, wie ich das in der Schule gelernt hatte, als Opfer der Deutschen, sondern der Franzosen, Engländer, Amerikaner und Russen.

... und der „verlorene Krieg“

In meinem ländlichen Österreich, egal ob in Vorarlberg oder Salzburg, gab es keinen Opfermythos. Hier war klar, dass „wir“ den Krieg verloren hatten, Juden skrupellose Geschäftemacher sind und Wehrmachts-deserteure Kameradenschweine. Und das Bemerkenswerte daran ist die Tatsache, dass dies nicht nur für jene galt, die auch nach 1945 noch begeisterte Nazis gewesen waren. Nicht nur mein Pinzgauer Großvater, der bis zu seinem Lebensende FPÖ wählte und den Eckartboten abonniert hatte, sah das so. Auch die lebenslang christlichsozialen Großmütter waren sich darin einig. Im Pinzgauer Bergdorf wie in der Vorarlberger Kleinstadt spielte sich das Erinnern an „den Krieg“ ganz ähnlich ab. Am Sonntag nach Allerheiligen wurde vor der Kirche der „Helden“ gedacht. Mit beeindruckenden bunten Fahnen, geschwungen von zunehmend älter werdenden Herren, und einer Festansprache des Pfarrers wurde der gefallenen Wehrmachtsangehörigen gedacht. Am Schluss spielte die örtliche Musikkapelle „Ich hatt einen Kameraden“. Davor wurde in salbungsvollen Worten des Kampfes für die Heimat gedacht. Dass diese in Stalingrad, in al-Alamein oder im Kaukasus verteidigt worden war, störte niemanden – und das lag nicht nur an den bescheidenen Geografiekenntnissen. Die, die davon redeten, wussten oft nur zu genau, wo der Kaukasus lag und schwärmten noch 50 Jahre danach vom Elbrus und den tapferen Tscherkessen, die sie dort gegen die Russen unterstützt hatten. Nie war von denen die Rede, die von den Kameraden getötet worden waren.

In Tisis, jenem seit den 1920er Jahren mit „Groß-Feldkirch“ vereinten Vorort des

30.000-Einwohner-Städtchens Feldkirch, in dem die Familie meiner Mutter – gemeinsam mit anderen „Ur-Tisnern“ wie sie es nannten – immer noch so tat als handle es sich um ein Bauerndorf, wurde immerhin eines „Opfers des Systems“ gedacht. Nach der Aufzählung der „Gefallenen“ und der „Opfer des Bombenangriffs auf das Lehrerseminar“ wurde dann auch noch ein Priester namens Alois Grimm erwähnt, der aus christlicher Überzeugung mit dem Nationalsozialismus in Konflikt geraten war und 1944 hingerichtet wurde. Ob es dem gebildeten Jesuiten recht gewesen wäre, nach all den Wehrmachtssoldaten einfach als weiteres Opfer mit aufgezählt zu werden, wird nie jemand beantworten können. An andere Opfer wollte sich niemand erinnern. KommunistInnen oder andere WiderständlerInnen wurden nie erwähnt. Die gerade noch rechtzeitig geflohenen Juden, die zwar all ihren Besitz zurücklassen mussten, aber mit dem Leben davon kamen, wurden genauso wenig gezählt, wie die „Tschopperln“, die in dem heute noch bestehenden Landeskrankenhaus Valduna oder nach ihrer Deportation nach Hartheim ermordet wurden. So jemanden in der Familie zu haben, galt schließlich auch noch nach 1945 als Schande.

Schuldbekennnis und Absolution

Das offizielle Gedenken, das Österreich pflegt, kam nie in die Dörfer und Kleinstädte, in denen ich und viele andere ÖsterreicherInnen groß geworden sind. Selbst dort, wo es zu Sonntagsreden kam, in denen sich seit den späten 1980er Jahren zunehmend auch ÖsterreicherInnen zu „Mitschuld“ oder „Mitverantwortung“ bekennen, blieben diese bemerkenswert unkonkret und damit auch sehr katholisch, einer der wichtigsten Wesenszüge des ländlichen Österreichs. Wenn „wir alle“ schuld sind, dann wird aus dieser Schuld so etwas wie die Erbsünde und wenn wir uns lange genug die Schuld eingestehen und uns auf die Brust klopfen, wird sich

schon jemand finden, der diese von uns nimmt. Welcher (Ex-)Katholik kann sich nicht an das erhebende Gefühl erinnern, das sich einstellt, wenn man in tiefster Überzeugung sich auf diese Brust klopft und dabei bekennt: „Ich habe gesündigt in Gedanken, Worten und Werken, durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine große Schuld.“

Tatsächlich hat das Schuldbekennnis in der österreichischen Erinnerungskultur genau diese Funktion: Man bekenne alle Sünden im pauschalen Gesamtpaket und hoffe auf Absolution. Mit den konkreten historischen Ereignissen, mit der Frage wer wann was getan hat, braucht man sich dann nicht mehr zu beschäftigen. Und was es schon gar nicht braucht, ist gegen die noch lebenden NS-Verbrecher vorzugehen. Diese können auch heute noch ungestraft eines natürlichen Todes sterben. Vom 2005 verstorbenen Euthanasie-Arzt Heinrich Gross bis zur 2008 verstorbenen KZ-Wächterin Erna Wallisch wurde auch nach der Jahrtausendwende bei den konkreten TäterInnen einfach abgewartet, bis es zu spät war. Und vermutlich wird diese bewährte Methode mit Milivoj Ašner jetzt noch einmal wiederholt.

In den Dörfern und Kleinstädten dieses Landes bedeutet dies vor allem, dass man sich zwar mittlerweile, nachdem die TäterInnen nun doch langsam alle auf dem Friedhof oder zumindest im Altersheim entsorgt wurden, zu einem generellen Schuldbekennnis durchringen darf, aber nur ja nicht nachforschen sollte, wer konkret was hier im Dorf oder in der eigenen Verwandtschaft getan hat. Wer im eigenen Dorf als Wehrmachtsangehöriger, als Parteimitglied, als Denunziant oder auch einfach nur als Nutznießer von Zwangsarbeit wie gehandelt hat, wird in Heimatbüchern, in Dorf- und Kirchengeschichten ausgespart, in keinem Heimatkunde-Unterricht gelehrt. Für die Erforschung dessen gibt es keine Stipendien und oft keinen Zugang zu den entsprechenden Akten. Bevor diese konkrete Schuld ans Tageslicht kommt, bittet der gelernte Österreicher doch lieber „die selige Jungfrau Maria, alle Engel und Heiligen, und Euch, Brüder und Schwestern, für mich zu beten bei Gott, unserem Herrn.“

Fußnote:

¹ Der Reichsarbeitsdienst (RAD) war ein wichtiger Bestandteil des nationalsozialistischen Erziehungssystems und wurde ab dem Beginn des 2. Weltkriegs auf die weibliche Jugend ausgedehnt.

